

Humbert Humbert – Affe im Käfig

Der Roman vom Nymphchen Lolita und seinem grausamen, leidenden Verführer*

Von Dieter E. Zimmer

DIE HANDLUNG ist verfänglicher kaum denkbar: Ein vierzigjähriges Ungetüm, das sich Humbert Humbert nennt, liebt kleine Mädchen – er nennt sie Nymphchen – in der KnospENZEIT ihrer Entwicklung; liebt sie verschämt, brutal, hoffnungslos, so sehr, daß er die Mutter eines Nymphchens heiratet, um der zwölfjährigen Tochter nahe sein zu können. Ein Autounfall räumt die Mutter zufällig, aber zur rechten Zeit aus dem Weg, und in jahrelanger Fahrt durch die Vereinigten Staaten, von Hotel zu Motel, von Kinosaal zu Milchbar, genießt Humbert Humbert mit seiner Lolita eine ausschweifende, leidenvolle «Parodie des Inzests». Ein anderes Ungetüm von noch perverterer Veranlagung raubt sie ihm am Ende, und als «H. H.» dann vor Gericht steht, ist es nicht wegen Verführung Minderjähriger oder wegen Vergewaltigung, sondern wegen des Mordes in dem nach jahrelanger Suche aufgespürten Rivalen. Und nochmals Ironie: Nach Abschluß seiner Memoiren und kurz vor der Verhandlung stirbt er an Koronarthrombose. Dies ist der Inhalt des Romans von

Vladimir Nabokov: «Lolita», übertragen von Helen Hessel, Maria Carlsson, Gregor von Rezzori, H. M. Ledig-Rowohlt; Rowohlt Verlag, Hamburg; 447 S., 20,— DM.

Ein Buch mit einer Geschichte. Der Russe Vladimir Nabokov (jeder der beiden Namen ist auf der zweiten Silbe zu betonen), den die Zeitläufe nach Amerika verschlagen haben, wo er bereits einige englische Romane ge-

* Dies war mein erster Artikel im Auftrag der ZEIT, in deren Redaktion ich kurz vorher eingetreten war. Wenn ich ihn aus dem Abstand von 45 Jahren wiederlese, dann mit gemischten Gefühlen. Wirklich gut finde ich ihn nicht. Ich kannte von Nabokov damals nur dieses eine Buch. Und ich schrieb ganz aus der Defensive: um den Roman gegen den in der Luft liegenden Pornographievorwurf in Schutz zu nehmen. Die Sache stand in Deutschland aber tatsächlich auf der Kippe – die großen Pornographieurteile, die den „Kunstvorbehalt“ einführten und sicherten, waren noch nicht ergangen, und es musste damit gerechnet werden, dass das Buch verboten und sein Verleger verurteilt würde. Ermutigt dazu, mich als Neuling für ein skandalumwittertes Buch einzusetzen, hat mich zweifellos Friedrich Sieburgs Rezension in der FAZ vom 3.10.1959 („Nichts da, Leute!"), erschienen, während ich noch an meinem Manuskript herumfeilte. Jedenfalls hatte der Artikel für mich Folgen. Er kam Nabokov zu Gesicht und muss ihm zugesagt haben, denn einige Wochen später ließ er über seinen Freund Ledig-Rowohlt anfragen, ob ich nicht etwas von ihm übersetzen würde. So drückte mir Ledig noch vor Jahresende ein Exemplar von *The Real Life of Sebastian Knight* in die Hand – und ich wurde im Nebenberuf „Nabokovianer“ und „Nabokovologe“.

schrieben hat und seit vielen Jahren Professor für europäische Literatur an der hochangesehenen Universität Cornell ist, begann mit der Niederschrift im Jahre 1949. Als das Manuskript fünf Jahre später fertig wurde, wollte sich kein Verleger dafür finden: in einem Land, wo noch einige Bücher von D. H. Lawrence nicht gedruckt werden dürfen und die Postverwaltung vor einigen Jahren die «Lysistrata» des Aristophanes beschlagnahmte, war das Risiko eines Prozesses zu groß.

Ein Verlagslektor, so berichtet Nabokov, schlug vor, Humbert Humbert in einen homosexuellen Farmer zu verwandeln, der in einer Scheune einen zwölfjährigen «Lolitus» verführt – Homosexualität ist nämlich literaturfähig, berichtet Nabokov nach trüben Erfahrungen, nicht aber Nymphchen-Liebe, glückliche Ehen zwischen Weißen und Schwarzen oder – der ruhige Lebensabend eines Atheisten.

Schließlich erschien «Lolita», etwas deplaciert, im Pariser Verlag Olympia-Press, der in dem Ruf steht, in erotischen Dingen nicht zu engherzig zu verfahren. Da jedoch britische Familienväter das gefährliche Buch in Frankreich einkauften, wurde es auf den Einspruch des britischen Foreign Office hin auch in Frankreich verboten.

Es folgten Jahre unterirdischen Ruhmes, wie ihn lange Zeit Joyces «Ulyses» oder mancher Roman von D. H. Lawrence genossen hatte.

Indessen, ernst zu nehmende Kritiker (darunter Graham Greene) setzten sich für «Lolita» ein, und so wagte sich doch noch ein amerikanischer Verleger (Putnam) an das Buch heran.

Welche Überraschung: «Lolita» wurde weder ein Mißerfolg noch gab es einen Prozeß! Im Gegenteil, monatelang war «Lolita» Bestseller. Und nur wenige Kritiker stimmten nicht in die überschwenglichen Elogen ein, die dem Buch inzwischen allerorts zuteil geworden sind. Selbst die sonst sehr zurückhaltende Wochenschrift TIME meinte: *Größer als Wilde gewiß – und vielleicht größer als Dostojewskij?*

«Lolita» ist auf vielerlei Weise gelesen worden. Einer hält es für bare Pornographie, der andere für ein äußerst erzieherisches Buch; einer liest es als eine Allegorie für das dekadente Europa, welches das junge Amerika verdirbt, der andere als eine Allegorie des frühreifen Amerikas, welches das altherwürdige Europa verführt; der dritte findet gar keine Allegorie.

Der eine hält «Lolita» für das beste Reisebuch über die Vereinigten Staaten, der andere für antiamerikanische Hetzliteratur; dem einen ist «Lolita» das bedrückendste, dem anderen das komischste Buch seines Lebens geworden; einer liest es als Liebesroman, der andere als die Persiflage eines Liebesromans. Leidenschaftlich ist das Urteil immer.

Alle diese Widersprüche jedoch bestätigen nur die Qualität des Buches; denn ein großer Roman ist weiser als alle Interpreten, weiser vielleicht sogar als sein Autor. Er vereinigt die Paradoxe des Lebens. In «Lolita» gibt es Tragödie und Farce, und gegenseitig intensivieren sich beide: jene wird grausamer, diese abgründiger. In Humbert Humberts Leidenschaft durchdringen sich Brutalität und Zärtlichkeit. Gegen die Folie der ausgefallenen Süchte hebt sich die Banalität des Lebens um so banaler ab.

Ein Liebesroman? Gewiß, «Lolita» paßt in das Schema «zwei gegen die Konvention». Aber wer «Lolita» als Liebesroman liest, muß den Begriff Liebe in sehr weiter Bedeutung fassen. Nichts vom romantischen «Ich will dich auf Händen durchs Leben tragen». Humberts Liebe ist grausam, monströs, zerstörerisch (nicht zuletzt gegen sich selber) – und dabei hoffnungslos. Denn Lolita, verdorben durch Kino, Reklame und Lektüre von «Comics», hat sich am Anfang der Affäre wohl so mit ihm eingelassen, daß er mit einem Schein des Rechts behaupten kann, sie habe ihn verführt, nicht er sie; doch das war nur eine sportliche Übung ihrerseits, die dem entsprach, was sie sich unter den Gepflogenheiten eines modernen *teenager* vorstellte, der davon träumt, ein großer Filmstar zu werden. Keine Beteiligung, nur Ekel und Abscheu ihrem Verführer gegenüber, dessen Leidenschaft sie nie erwidern wird. Die Liebe in diesem «Liebesroman» ist eine einseitige und ungesunde Sache.

Ein alternder, reuiger Humbert schreibt seine Beichte. Erst Jahre der Entbehrung, ein unwiderruflich letztes Wiedersehen mit einer veränderten Lolita, der blassen, bebrillten, schwangeren und mit siebzehn Jahren verblühten Frau eines tölpelhaften Bergbautechnikers in einer ärmlichen Kohlenstadt, und die schreckliche Rache an seinem Rivalen haben ihn gelehrt, daß die Rechnung seiner Leidenschaft nicht aufgeht. Wohl ist es jetzt nicht mehr der Sexus, der ihn ausschließlich beherrscht, eine reizlos gewordene Lolita liebt er zärtlicher als je: aber sein Opfer ist für alle Zeit verwüstet.

Die Zwielfichtigkeit dieser Irrfahrt in den Hexenkessel der Sexomanie erzeugt Walpurgisnacht-Stimmung. Humbert der Dämon, der eine zarte Jungfrau in seine Gewalt gebracht hat (ihre Zartheit hat freilich in einer modernen Umwelt etwas gelitten) und sie eifersüchtig und argwöhnisch in seiner scheußlichen, verschwiegenen Minnegrotte bewacht; Humbert der Dämon, dem ein mächtigerer Inkubus die Beute abjagt; unheimliche Verfolgung des einen Dämonen durch den anderen, Kampf – und in dieser Szene wird die infernalische Mischung von Lächerlichkeit und Fürchterlichkeit, die den ganzen Roman beherrscht, auf die Spitze getrieben.

So gesehen, ist «Lolita» eine realistische Studie der Dämonie, und die Dämonen spuken nicht irgendwo außerhalb in nächtlichen Gemäuern, sie kreisen im Blut der Menschen. Wie sagte kürzlich Malraux? Die Psychoanalyse habe die Dämonen wiederentdeckt, und zwar als einen Teil des

Menschen; die Aufgabe einer neuen Kultur werde es sein, im Menschen auch die Götter wiederzufinden.

Humberts Bericht ist in der Tat eine Baudelairesche Blume des Bösen: im Sog der perversen Lüste, die hypnotische Faszinationskraft haben, bleibt nur die ästhetische Ausschmückung der demütigenden Leidenschaft. (Das gilt zwar für Humbert, nicht aber für seinen Autor Nabokov, der, im Unterschied zu Baudelaire, allem Vernehmen nach ein glücklicher Familienvater ist.)

Humbert ist freilich bei aller Gewalttätigkeit kein roher Verbrecher. «Man muß ein Künstler sein, und ein Wahnsinniger obendrein, ein tiefmelancholisches Geschöpf, dem das heiße Gift in den Lenden kocht und eine Wollustflamme unablässig in der elastischen Wirbelsäule lodert ...» – um verdammt zu sein zu einer hilflosen, peinigenden, erniedrigenden Leidenschaft wie der seinen.

Nabokov erzählt eine seltsame Anekdote, die den Anstoß zu diesem Roman gegeben haben soll. Sie erinnert merkwürdig an Flauberts Äußerung, in seinen Romanen wolle er Farbtöne wiedergeben – ein trostloses Grau zum Beispiel. 1939 oder 1940 sei ihm, so berichtet Nabokov, ein Zeitungsausschnitt in die Hände gefallen, in dem von einem Affen die Rede war, welchem ein unermüdlicher Dompteur beigebracht hatte zu zeichnen. Was zeichnete der Affe? Die Gitterstäbe seines Käfigs. In einer vagen aber mächtigen Grundstimmung deckt sich die Anekdote mit dem Roman: Humbert, der äffische Liebhaber, gefangen im Käfig seiner Leidenschaften, verwendet alle seine Kunst darauf, diesen Käfig, diese Leidenschaften darzustellen.

«Lolita» ist ein Roman in der großen Tradition Flaubert – Proust – Joyce. Genau hundert Jahre vorher – 1856 – verursachte «Madame Bovary» einen ähnlichen Skandal. Der Staat verklagte Flaubert: sein Roman sei sittenwidrig, Realismus «ohne Maß» nicht zulässig. Ein gewandter Verteidiger setzte dem entgegen, daß eine realistische Schilderung der Verbrechen abschrecke und zur Tugendhaftigkeit anreize.

Flaubert wurde freigesprochen. Aber eigentlich hatten weder Anklage noch Verteidigung seine Absichten vertreten. Er wollte weder Moral noch Unmoral, er wollte ein Kunstwerk, und daß ein Kunstwerk «maßlose» Wahrhaftigkeit voraussetzt, war ihm selbstverständlich. Ebenso will Nabokov weder zur «Nympholepsie» (der in der Sexualkunde weniger bewanderte Leser lernt von Humbert viele griechische Namen für sein Gebrechen) anreizen noch von ihr abschrecken. Er will nicht mehr und nicht weniger als – einen großen Roman schreiben.

Aller «Ideenliteratur» ist er feind. Er hat sich abfällig über Dostojewskij, Balzac, Thomas Mann und Gorki ausgesprochen. Als Schriftsteller, der aufs

Ganze geht, muß er sich allerdings konsequent verschiedene große Möglichkeiten der Literatur aus dem Weg räumen. Wie er das gleiche als Literaturprofessor, der ständig zum Relativieren und Historisieren gezwungen ist, tun kann, bleibt eine andere Frage. Dabei ist er bei seinen Studenten sehr beliebt, obwohl er sie – bezeichnenderweise – mit Fragen quält wie dieser: Welche Farbe hatte die Handtasche, die Anna Karenina bei ihrem Selbstmord trug?

Auch «Lolita» hat keine «Moral im Schlepptau». Daß es dennoch gefährliche Beziehungen zwischen Kunst und Leben geben kann, dürfte ihm die Wirkung des Romans inzwischen gezeigt haben: Herren, die «Lolita» mit Freude lesen, sollen «nymphchenbewußt» geworden sein. Und Damen sind in Scharen gekommen, ihre Töchterchen als Film-Lolitas anzubieten ... Was muß Nabokov gedacht haben, als eines Tages ein kleines Mädchen vor seiner Tür stand und einen Tennisschläger trug mit den Buchstaben L-O-L-I-T-A?

Aber man soll diesen Aspekt nicht übertreiben. Es werden sich auch zukünftig Sittlichkeitsverbrechen ereignen, und es wird nicht an Stimmen fehlen, die sie dem Roman «Lolita» oder irgendeinem anderen zur Last legen. Das aber hieße, Ursache und Wirkung vertauschen.

Ist es Aufgabe des Künstlers, von vornherein allen Mißverständnissen, denen sich ein Werk aussetzt, vorzubeugen? Dann bliebe sein einziger Ausweg, zu verstummen. Wer aber wollte Goethes «Werther» aus der Welt wünschen, weil ihn einmal ein paar Schwachköpfe mißverstanden und sich eine Kugel durch den Kopf gejagt haben?

Und ist «Lolita» Pornographie? Pornographie ist die Zusammenstellung banaler, aphrodisischer Klischees. Klischees wird der Leser vergeblich suchen; und wer den Roman als Aphrodisiakum liest, wird ihn schnell genug «enttäuscht» zur Seite legen. Ein kalter Roman, weil er dem Leser nicht tröstend oder belehrend zuspricht, sondern nichts will als «ästhetisches Vergnügen» bereiten? «... als ob die Form nicht die Wärme ohnegleichen ist» (Benn). Nabokovs Kunst bringt es fertig, daß ein gequälter Bericht entzückt.

Eigentlich ist Humberts Geschichte so folgerichtig, er selber mit solch einem Sinn für «das Sündige» behaftet, daß es schwerfällt, seine Qual und endliche Reue mißzuverstehen. Alles liegt hinter ihm, da erinnert er sich an einen vergangenen Tag: Lolita fern, er krank vor Sehnsucht; unten im Tal eine kleine Stadt, die Straßen leer, aber Kinder- und Frauenstimmen klingen in seiner Höhe zu einer schmerzlichen Einheit zusammen: «... und dann wußte ich, daß nicht das Fehlen Lolitas an meiner Seite das trostlos Erschütternde war, sondern das Fehlen ihrer Stimme in dieser Harmonie.» Er versteht: der Geliebten hat er die Jugend gestohlen, Lolita, seine Koseform für «Dolores», ist nicht mehr nur die Schmerz Bereitende, sie ist auch die

Schmerzensreiche ...

Hier hat, und das erklärt wohl besser als ein vorübergehender Schock den Erfolg des Buches, ein modernes Lebensgefühl Gestalt, gefunden – abgesehen von hanebüchener Geschichte und ganz ohne Reflexionen über irgendeine Seinslage. Der Roman vollzieht sich mit der Strenge und Unerbittlichkeit der griechischen Tragödie; es gibt darin weder die Dimension der Gnade noch ein klassenkämpferisches Engagement noch irgendeine Instanz, bei der Humbert Berufung gegen sein Schicksal einlegen könnte; durch alle Metamorphosen seiner Persönlichkeit sitzt er in dem höllischen Käfig seiner selbst gefangen, bemüht, die Fassade eines wohlstandigen Literaten aufrechtzuerhalten, während dahinter die Hölle los ist. Sein Zynismus ist eine Waffe, von der er schnell sieht, wie unzulänglich sie ist: Ohne sich je einer anerkannten, institutionellen ethischen Norm zu verpflichten, erfährt er, daß es Schranken gibt, die kein Mensch übertreten darf.

Und wie ist das alles erzählt! «Lolita», meint Nabokov, sei das Ergebnis seiner Liebesaffäre mit der englischen Sprache. Was für ein prächtiges Kind! In seiner Handhabung des Amerikanischen ist Nabokov ein Sprachphänomen. Das Netzwerk der Vorwegnahmen, Hindeutungen, geistvollen Anspielungen und Joyceschen Wortspiele wird dem Leser erst bei einer zweiten Lektüre in seiner ganzen Feinheit und Gerissenheit erkennbar. Durch eine Unzahl scharfer Beobachtungen und Präzisierungen bringt Nabokov Amerika zur Sprache. Wer die amerikanische Lolita kennt, muß natürlich bedauern, sie nicht mehr ihren heimatlichen *bobby-soxer slang* reden zu hören. Aber das Rowohltsche Übersetzerteam, hat sein Bestes getan: eine angemessenere Übersetzung ist schwer denkbar.

Wer, von einem Kunstwerk verlangt, es müsse eine moralische Verhaltensweise darstellen oder zumindest die unmoralische Verhaltensweise im Namen einer anerkannten ethischen Norm in gebührenden Worten verurteilen, der kann sich niemals mit «Lolita» zufriedengeben. Es gibt da keinen Kompromiß. Eine Teilung in «brillant erzählt» und «Inhalt abstoßend» ist unaufrichtig – der Roman fordert ein ganzes Ja oder ganzes Nein. Kunst ist schließlich kein Akrobatenstück im leeren Raum, nicht nur ein waghalsiges Formexperiment – große Kunst erschließt gleichzeitig immer eine neue Lebenssphäre, läßt die Welt auf eine ganz neue Weise erleben – oder sie ist keine große Kunst.

Immer wieder hat der Roman in den letzten hundertfünfzig Jahren gegen Tabus verstoßen. Wer nimmt heute noch Anstoß daran, daß Ehebruch, Betrug, Verrat, Notzucht, Diebstahl, Mord in die Literatur eingedrungen sind? Schon im Jahre 1798 prophezeite *Friedrich Schlegel*: Wenn, man einmal aus Psychologie Romane schreibt, so ist es sehr inkonsequent und klein, auch die langsamste und ausführlichste Zergliederung unnatürlicher Lüste, gräßlicher Marter, empörender Infamie, ekelhafter sinnlicher und

geistiger Impotenz scheuen zu wollen.» Solange der Mensch ein gebrechliches Wesen ist, wird er, zulassen müssen, daß er auch in der Kunst mit seinen Aufschwüngen und Abstürzen erscheint.